

Museum, Erinnerung, Öffentlichkeit. Zur Projektreihe *Ein Viertel Stadt*.

Gottfried Fliedl

Seit den späten Siebzigerjahren werden Orte jüdischer Geschichte zum Bezugsrahmen für ein kollektives Gedächtnis.¹ Wie es das jüngste und aktuellste österreichische Beispiel zeigt, ist eine solche Ent-Deckung mit Konflikten verbunden. Die Ausgrabung der Synagogenreste am Judenplatz in Wien und das Projekt ihrer Überbauung mit einem Denk- und Mahnmal mobilisieren Ressentiments, Schuldgefühle, Verdrängungswünsche, aber auch die Sorge, endlich ein Zeichen zu setzen, daß die Verarbeitung von Schuld stattfinden kann.

Die konventionelle Geste gegenüber dem Auftauchen archäologischer Tiefenschichten im Stadtraum ist deren Musealisierung: keine römische Kanalisation, keine mittelalterliche Mauer, kein barockes Gewölbe, die nicht als 'Schaustücke' in U-Bahnanlagen, Mietshäusern, Stadtplätzen sichtbar und demonstrativ integriert würden.

Der Umgang mit Resten der jüdischen Geschichte schärft das Bewußtsein, daß diese Gesten einer nahezu besinnungslosen Bewahrungsroutine nicht genügen können. Wie ja auch der Streit um das genannte Denkmal zeigt, daß die bloße denkmalpflegerische Sicherung nicht genügt und daß es ein Bewahren gibt, das, selbst wenn es Sichtbarkeit herstellt, Gedenken und Erinnerung nur simuliert.

Was Musealisierung so fragwürdig macht - und da mischt der französische Sprachgebrauch von 'Museifizierung' zu recht einen polemischen Beigeschmack bei -, ist, daß sie das Geschichtliche so weit wie nur möglich in Verdinglichung treibt und suggeriert, es genüge die Konservierung von - immer schon zum Ausstellen bestimmten - Dingen. "Verdinglichung bedeutet, menschliche Phänomene aufzufassen, als ob sie Dinge wären [...]. Verdinglichung impliziert, daß der Mensch fähig ist, seine eigene Urheberschaft der humanen Welt zu vergessen, und weiter, daß die Dialektik zwischen dem menschlichen Produzenten und seinen Produkten für das Bewußtsein verloren ist."²

Die Institution, die vorzugsweise Agentur solcher Prozesse ist, ist das Museum. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die seit den Siebziger-Jahren gehegten Hoffnungen auf das 'lebende Museum' und das 'zum Sprechen gebrachte Objekt' als didaktische Auswege aus der 'Museifizierung' sich nicht erfüllt haben. Das Museum als Ort der Kommunikation und der Lernprozesse ist nach wie vor die Ausnahme, nicht die Regel.

¹ Vgl.: Sabine Offé: Verbaute Erinnerung. Orte jüdischer Geschichte nach 1945, in: Roswitha Muttenthaler, Herbert Posch, Eva Sturm (Hg.): Museum im Kopf. (= Museum zum Quadrat Nr. 7) Wien 1996 (im Erscheinen).

Also interessiert mich ein Museum wie das Jüdische Museum in Hohenems als kulturpolitisches *und* museologisches Vorhaben, in dem die Aufgaben des Museums und die Gesetze von Musealisierung reflektiert und diese Reflexion praktisch in Projekte umgesetzt wurde.

Weil manche der Projekte sich mit dem Sozialen und Kulturellen über die Mauern des Museums und die Grenzen des Ortes Hohenems hinaus beschäftigten, leisteten so etwas wie eine praktische Kritik der Musealisierung. Der Museumsbegriff erweiterte sich, die Grenzen des Verständnisses des Museums als 'Schauort', 'Archiv' und 'Ausstellung' wurden gesprengt. Begünstigt wurden diese Ambitionen durch ein Klima, das durch eine landesweite Initiative aufbereitet wurde, die sogenannten *Kultursprünge*,³ die den Umgang mit dem Eigenen und dem und den Fremden in einer Fülle von Aktivitäten thematisierte.

*

Oft sind es einzelne Überreste, eine 'umgenutzte' Synagoge, ein Parkplatz über Gebäuderesten, ein von Abbruch oder Verbauung bedrohter Ort, der die Aufmerksamkeit auf sich und Konflikte um den Umgang mit ihm auf sich zieht.

Während bei Denkmalsetzungen oder der denkmalhaften Konservierung von Überresten meist so etwas wie kollektive, gemeinsam geteilte Erinnerung inmitten divergierender sozialer, politischer und ideologischer Kräfte gestiftet werden soll - bis hin zum 'nationalen Gedenken' (das etwa in Berlin und Wien gegenwärtig zum 'Stein des Anstoßes' wurde), war die Situation in Hohenems anders: in einer in gewissem Sinn gemeinsam geteilten, weil kleinstädtischen Lebenswelt, waren die Spuren der Geschichte eigentlich 'immer schon' eingeschrieben und vorhanden. Die lange Dauer friedlichen Zusammenlebens von jüdischer und christlicher Bevölkerung waren in den sozialen und topographischen Körper der Stadt eingezeichnet gewesen und auch nach der Vertreibung und Vernichtung der Juden nicht gänzlich verdrängender Amnesie verfallen.

Virulent wären die Ansprüche unerledigter Vergangenheit aber nicht geworden, wenn sich nicht seit Jahren in der Altstadt von Hohenems, d.h. auch im jüdischen Viertel, Wohnprobleme, Sanierungs- und Spekulationsfälle, Verkehrsfragen, denkmalpflegerische Ambitionen konfliktträchtig durchkreuzt hätten. Nicht eine Denkmalsetzung (der Umgang mit der zum Feuerwehrhaus 'umgebauten' Synagoge ist und bleibt eine offene

² Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt 1969, S.94f.

³ Die Kultursprünge waren ein auf zwei Jahre zeitlich begrenztes Projekt des Landes, das Kulturprojekte unterstützte, die sich mit dem Spannungsverhältnis von Eigenem und Fremden, mit dem Austausch von Mehrheits-, Teil- und Subkulturen mit der vermeintlich homogenen vorarlberger Regionalkultur beschäftigte. Es war das erste landesweite Kulturprojekt, mit eigenem Budget und nicht landesbürokratischer Leitung. Die Kultursprünge bestanden in dezentraler Kulturarbeit in Schule, Stadt und Stadtteil, Gemeinde, traditionellen Institutionen und Vereinen. Film, Theater, Musik, Frauenprojekte, Literatur, Kinderprojekte, Ausstellungen gehörten zu den im Rahmen der Kultursprünge verwirklichten Aktivitäten.

Frage), sondern der Umgang mit den Geschichtsspuren im Kontext komplexer stadtpolitischer Entwicklungen stand zur Diskussion.

Zum offenen Konflikt eskalierte alles, als die landesbehördliche Denkmalpflege in einem bürokratischen Akt Fakten schaffen wollte und die Unterschutzstellung jeglicher Objekte, die nur irgendwie mit jüdischer Geschichte verknüpft waren - noch dazu ohne die Betroffenen vorher zu informieren - anordnete.

Kein Wunder, daß so die Angelegenheit zum erstrangigen lokalen Politikum wurde, in den Wahlkampf geriet und schließlich mit dem Brand und anschließend auf Geheiß des Bürgermeisters gegen öffentlichen Widerstand als Brandruine abgebrochenen, sogenannten *Bernheimer-Hauses*, eines der städtebaulich und historisch bedeutendsten Objekte, einen skandalösen und traurigen Höhepunkt erfuhr.

In dieser Situation wurde das Museum zur Politikberatung eingeladen. Anstatt sich aber nun an der halbbarocken kommunalen Gremialkultur und am Lobbying zu beteiligen, reagierte das Museum offensiv: es wurde die Projektreihe *Ein Viertel Stadt* gestartet, unterstützt von vom Museum in Auftrag gegebener Grundlagenforschungen zur Stadt- und Hausgeschichte,⁴ begleitet von Vorträgen, Vermittlungsaktionen,⁵ Stadtführungen, den sogenannten *Viertelrundgängen*, und der Publikation eines kleinen Führers *Jüdisches Hohenems*.

Zwei Aktionen fanden im Stadt- und nicht im Museumsraum statt. Im ersten Projekt, *Belichtete Häuser*⁶, visualisierten nächtliche Diaprojektionen an Fassaden historisch wichtiger Häuser, z. B. der als Feuerwehrdepot genutzten ehemaligen Synagoge, Splitter ihrer und der Bewohner Geschichte. Einige Monate später wurden unter dem Titel *Blick-Stationen*⁷ an konfliktreichen und geschichtsvirulenten Punkten der Altstadt Wahrnehmungsinzenierungen vorgenommen. An 20 Punkten wurden hölzerne Stelen aufgestellt, die den Blick auf historische Brennpunkte der Stadt fokussierten, Informationen in Bild und Text vermittelten - zugleich aber den Stadtraum neu definierten, indem sie auf übersehene oder verschüttete Beziehungen zwischen Orten aufmerksam machten.

So wurde zugleich ein Faktenwissen, etwas von der Ereignisgeschichte und von den Spannungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vermittelt. Die den Blick auf die Stadt verfremdende Inszenierung galt der

⁴ Sabine Folie: Architekturhistorische Aufnahme des jüdischen Viertels von Hohenems. November 1994. Hans Gruber: Von Häusern und Menschen. Zur Sozial- und Besitzgeschichte des Jüdischen Viertels in Hohenems im 19. Jahrhundert. Hohenems 1994. Daniela Höfle: Oral-History-Projekt mit früheren und heutigen Bewohnern und Bewohnerinnen des jüdischen Viertels von Hohenems. Hohenems 1994. Häuserdatei Jüdisches Viertel Hohenems (Datenbank).

⁵ Kamera Äktschn. Filmische Spurensuche; ein Lehrlingsprojekt

⁶ 23.-25. Juni 1995

⁷ 17.-26. Oktober 1995

behutsamen Aufforderung, die alltägliche Wahrnehmung und Erfahrung für die in die Gegenwart und Zukunft führenden Spuren der Vergangenheit wieder durchlässig werden zu lassen.

*

Die Frage für das Museum war, ob es in der beschriebenen Konfliktsituation als Expertenorganisation Behörden und Politik Entscheidungshilfe bieten sollte, oder eine Diskussion auf breiter Basis zu ermöglichen. Eva Grabherr, die Leiterin des Museums, dazu: "Wir haben uns für letzteres entschieden; nicht gesetzt auf die Autorität, die dem Museum als offizieller Institution für die Bewahrung des historischen Erbes der jüdischen Geschichte der Stadt in dieser Frage vielleicht zuerkannt worden wäre, sondern das Museum definiert als *eine* Stimme in der Diskussion. Eine Diskussion, die durch die Aktionen des Museums eingeleitet werden und der die Institution auch ein Forum bieten kann."⁸

Das Museum stellte mit der Projektreihe seine fachliche Kompetenz in den Dienst der Entwicklung einer öffentlichen Diskussion. Man trug der Tatsache Rechnung, daß in einer komplexen Frage, in der es mehr als nur eine Wahrheit gibt, Diskurs und Öffentlichkeit als 'Gefäß' dieses Diskurses notwendig sind. Das Museum artikulierte seinen eigenen Standpunkt, aber indem es das Problem an die Öffentlichkeit zurückgab, reagierte es mit treuhänderischer Verwaltung von Öffentlichkeit⁹.

*

Man mag einwenden, daß das Museum damit seine klassischen Methoden und Aufgaben 'verfehlt': Forschung, Dokumentation, Sammeln, Ausstellen. Doch der Begriff des Museums war und ist niemals wirklich festzuschreiben. Paradoxe Weise wird der Begriff 'Museum' immer begehrter und für ein Vielerlei an kulturellen

⁸ Eva Grabherr: Ein Viertel Stadt. Zum Ende einer zweijährigen Projektreihe des Jüdischen Museums Hohenems zur Frage des Umgangs mit dem ehemaligen jüdischen Viertel der Stadt, in: Kultur, Jg.10, Nummer 8, 1995, S.20

⁹ Man könnte, auf fast schon anachronistische Weise, auf das Museum als Ort der Entfaltung bürgerlicher Öffentlichkeit hinweisen, als das es seit der Französischen Revolution gedacht wird, und mit dessen Schwundstufen - Besucherumsatz, Rentabilitätsdenken, Marketing - heute bevorzugt Museumspolitik bestritten wird; man kann aber auch auf die Qualitäten des Museums als Ort des langsamen, geduldigen Durcharbeitens problemhaltiger Stoffe verweisen und auf seine - zugegeben geringe - Chance, der massenmedialen Zersetzung bürgerlicher Öffentlichkeit seinen medialen Eigensinn und seine spezifische Öffentlichkeit entgegenzusetzen. - "Die geschichtliche Erfahrung besagt: das Nachdenken beginnt immer erst, wenn etwas verloren geht. Geht aber die Öffentlichkeit verloren, so geht die Formenwelt für das Nachdenken ebenfalls verloren. Ich behaupte: in diesem Fall kann nach dem Untergang auch durch Trauer nichts mehr bewirkt werden. Die Stationen der Trauerarbeit setzen ja bereits Öffentlichkeitsarbeit voraus. Es handelt sich, weil wir auf das Gefäß des Gemeinwesens und des gemeinsamen Denkens nicht gut verzichten können, um eine der ganz seltenen Fragen, die keine Kompromisse zulassen." Alexander Kluge: Zum Unterschied von Machbar und Gewalttätig. Die Macht der Bewußtseinsindustrie und das Schicksal unserer Öffentlichkeit, in: Merkur, Nr.425, 1984 S.234ff., hier S.253

Aktivitäten als Etikett reklamiert, während gleichzeitig theoretisch und praktisch immer unklarer wird, was ein Museum denn nun 'eigentlich' sei.¹⁰

Das Museum geht, wenn es sein kanonisiertes und akzeptiertes Selbstverständnis verläßt, natürlich das Risiko ein, seinen relativ geschützten Arkanbereich als hochkultureller und breit akzeptierter Institution zu verlassen. Im konkreten Fall kam dazu, daß das Museum Konfliktstoff aufgriff und gleichzeitig seinen institutionellen Rahmen verließ: ein doppeltes Risiko, die Grundlagen seiner lokalen öffentlichen Anerkennung zu verlassen. Das Museum ist, so unterstelle ich, als kulturelle Einrichtung so lange breit akzeptiert, so lange es gerade auf Grund seiner strukturellen Unzeitgemäßheit aktuelle Konflikte vermeidet, bzw. mit den ihm eigenen Mitteln besänftigt, kalmiert und entschärft.

Das Museum zu denken und erst recht das Museum in Zusammenhang mit kollektiver Identität zu denken, verführt immer wieder zur Vorstellung, daß das 'technische Gedächtnis' der Museumssammlungen und -depots das ausreichende Unterpfand für Erinnerungsfähigkeit sei und daß die scheinbar unwandelbare durch das Museum garantierte materielle Identität der vor der Zeitverfallenheit geschützten Dinge per se so etwas wie kollektive Identität garantiere.

Zum Verführerischen des Museums gehört zusätzlich seine Gegenstandskonkretheit, die gerade angesichts von - tatsächlicher oder nur vermuteter Sinnpluralität und auch angesichts der Konkurrenz neuer von Medien simulierter Objekterfahrung noch immer in besonderer Weise als sinn- und gewißheitsverbürgend zu gelten scheint.

Die Logik des Erbes, die von der Verobjektivierung und Verdinglichung geprägt ist, erspart sich Konflikte. Gerade deswegen scheinen Museen so geeignet, soziale Konflikte und Krisen stillzustellen. Es ist das Museum selbst mit seinen Strategien, mit denen es Pluralität der Interpretationen unterbindet und die dingliche Überlieferung zum autoritativen Erbe gerinnen läßt, das uns um die Chance der Aktualisierung bringt.¹¹

Was also manchen als Verlust an institutioneller Identität erscheinen mag, scheint mir entschieden ein Gewinn an Spielraum, den das Museum dadurch nicht einfach nur politisch, sondern sozusagen museologisch gewinnt. Insoweit die Fesseln der Institution und jener, die die Strukturen von Musealisierung auferlegen, gesprengt werden, eröffnet sich eine Chance auf offensives Handeln. Anstatt das Erbe - in wessen Namen auch immer -, zu bewahren, wird das Erben, das Überliefern, der Sinn des Tradierens selbst zum Gegenstand der Museumsarbeit. Anstatt Geschichte zu monumentalisieren, Reste zu retten, Dokumente zu inventarisieren, wurden hier zuallererst Anlässe

¹⁰ Vgl. z. B.: Stephen Weil.: Speaking about museums: a meditation on language, in: ders.: A cabinet of curiosities. Inquiries into Museums and their prospects. Washington und London 1995

¹¹ Vgl.: Henri Pierre Jeudy: Die Musealisierung der Welt oder Die Erinnerung des Gegenwärtigen, in: Ästhetik und Kommunikation, Heft 67/68, 18.Jg., S.23ff.

zur Erinnerung gestiftet und die Form des Kommunikationsprozesses, d.h. die Form der Erinnerung und die Qualität der Erinnerungsfähigkeit thematisiert.

*

Das Entscheidende ist, daß das Hohenemser Projekt sich nicht auf Dinge, sondern auf Prozesse bezieht. In der Trauerarbeit am geliebten Gegenstand hält die Aktivität des Sammelns einen Spielraum gegenüber der totalen Verdinglichung zwar offen, aber die Musealisierung bleibt in der Trennung an das Objekt und an die Vorstellung einer verdinglichten Vergangenheit gebunden. Beim musealen Relikt geht es wie bei der Reliquie um ein Anhalten der Trauer¹², die sich nicht auflösen kann, weil die Reliquie die "gesamte Arbeit" eliminiert.¹³ Demgegenüber kommt in dem Projekt *Ein Viertel Stadt* ein Spiel der Erinnerung zustande, das sich der Gegenwart wieder öffnet, die zuläßt das Gedächtnis zu reorganisieren anstatt es zu mortifizieren.¹⁴

Erinnern vollzieht sich als ein gegenwärtiges (Wieder)Erzählen, in dem die (gemeinsame) Vergangenheit entworfen wird. Interaktion und gemeinsame Erfahrung, und nicht die Berufung auf ein - vermeintlich verbindliches - museales Erbe können allein so etwas wie kollektive Identität stiften. Das technische Gedächtnis des Museums als Speicher legt es nahe, sich dieses Gedächtnis als statisches, ein für alle Mal in seinem Sinn feststehendes zu denken, aus dem zu jeder Zeit durch Deutung Erinnerung 'entnommen' werden kann. Diese Statik des technischen, materialisierten Gedächtnisses scheint die Möglichkeit zu offerieren, im Rückgriff Identität beliebig reproduzieren zu können.

Die Projektreihe des Hohenemser Museums zieht stillschweigend die Konsequenz aus dieser Einsicht, "daß ihre kollektive Identität [...] den einzelnen nicht mehr als ein Traditionsinhalt gegenüber[steht], an dem die eigene Identität wie an einem feststehenden Objektiven gebildet werden kann; vielmehr beteiligen sich Individuen selbst an dem Bildungs- und Willensbildungsprozeß einer gemeinsam erst zu entwerfenden Identität."

Ein solcher Prozeß ist zwangsläufig offen und riskant: was in Hohenems weiter passieren wird, kann niemand wissen. Vielleicht werden antisemitische Ressentiments aufgerührt, vielleicht aber auch Emphathie evoziert. Alles dies wird sich weiter mit den alltäglichen materiellen, politischen, ideologischen Interessen durchkreuzen.

Aber Erinnerung wird sich nicht als Abrufung von etwas (im Museum) Gespeichertem vollziehen, sondern als ein sich immer neu gestaltendes Erzählen in der konkreten Gegenwart. Wenn man unter Identität etwas anderes

¹²Pierre Fédida: Die Reliquie und die Trauerarbeit, in: J. B. Ponatlis (Hg.): Objekte des Fetischismus. Frankfurt 1972, S.372f.

¹³Fédida, ebenda

¹⁴Henri Pierre Jeudy aa0 S.28

verstehen will, als die Vorstellung übergestülpter und erzwungener stabiler und unbezweifelbarer Eigenart und Einheitlichkeit, sei dies nun im politischen, im ethnischen, im kulturellen oder was weiß ich für einem Sinn (und das Museum ist ein bevorzugter Ort der Illusionierung solcher Phantasmen), dann wird man sich Identität kaum anders vorstellen können, als eine Art von permanentem Probehandeln: "...Wenn in komplexen Gesellschaften eine kollektive Identität sich bilden würde, hätte sie die Gestalt einer inhaltlich kaum präjudizierten, von bestimmten Organisationen unabhängigen Identität einer Gemeinschaft derer, die ihr identitätsbezogenes Wissen über konkurrierende Identitätsprojektionen, also: in kritischer Erinnerung der Tradition oder angeregt durch Wissenschaft, Philosophie und Kunst diskursiv und experimentell auszubilden."¹⁵

Die Vernünftigkeit eines solchen Prozesses liegt nicht in der definitorischen Festlegung von Sinn- und Wertvorstellungen, sondern in der Regulierung des *Verfahrens*: "Die Vernünftigkeit der Identitätsinhalte bemißt sich dann allein an der Struktur dieses Erzeugungsprozesses, d.h. an den formalen Bedingungen des Zustandekommens und der Überprüfung einer flexiblen Identität, in der sich alle Gesellschaftsmitglieder wiedererkennen und reziprok anerkennen, d.h. achten können."¹⁶

Die Frage einer musealen Gedächtnis- und Identitätspolitik stellt sich also nicht nur als dezisionistische Entscheidung, was wünschbar ist, sondern auch - museologisch - nach dem, was mit den Medien und institutionellen Bedingungen des Museums - auch überhaupt machbar ist. 'Lebendig' ist das Museum nicht wegen wertvoller und reicher Objektbestände, sondern nur in dem Maß, indem es öffentliches und soziales Erinnern stiften kann, d.h. nicht als materialisierte, bloß dekretierende Sinnstiftungsinstanz, sondern als Laboratorium konkurrierender Sinnstiftungsentwürfe.

¹⁵ Jürgen Habermas: Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? In: ders.: Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Frankfurt 1976, S.92ff., hier S.121

¹⁶ Jürgen Habermas: Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? In: ders.: Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Frankfurt 1976, S.107 - Dabei wird es sich immer um Prozeduren handeln, in die im Idealfall daher auch die Mechanismen der Überlieferungsgeschichte, soweit sie die Erzeugung von Sinn und Identität tangiert, eingehen muß. Nur so nimmt man dem Museums'gedächtnis' den Schein von Naturgesetzlichkeit und kultürlichen Natürlichkeit, dessen sozialer Sinn in der Erzeugung und Verschleierung sozialer Distinktion und Ungleichheit der Verfügung über und des Zugangs zu kulturellen (und Sinn-) Ressourcen ist und das Museumsobjekt komplementär dazu das mit Würdigungspflicht (Stichwort: 'Sehenswürdigkeit') und Reflexionsverbot tabuisiertes Ding (Stichworte: 'Tradition' oder 'Erbe') ist.